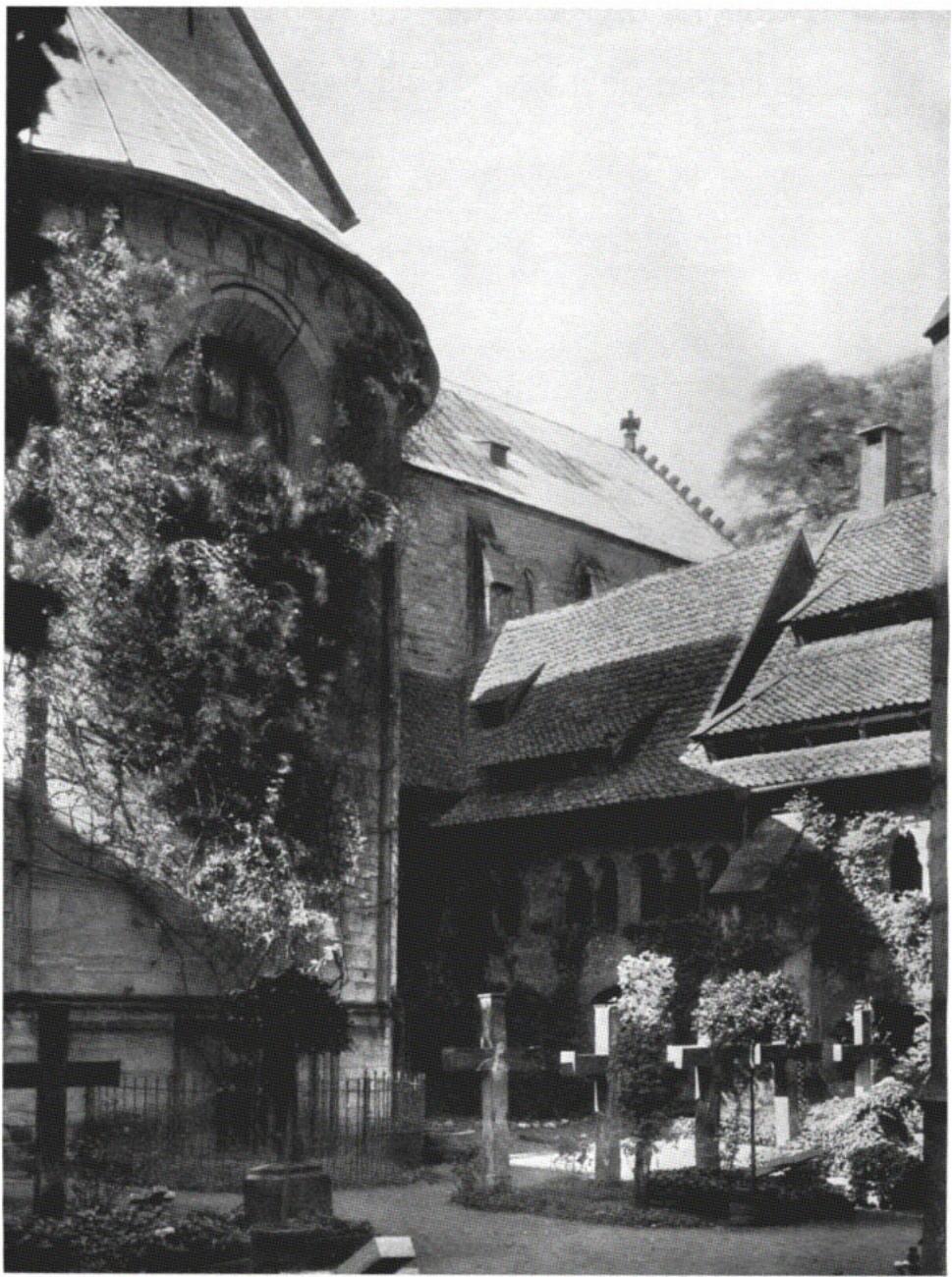


DEUTSCHE LANDE / DEUTSCHE KUNST

HERAUSGEGBEN VON BURKHARD MEIER





TAUSENDJÄHRIGER ROSENSTOCK

HILDESHEIM
AUFGENOMMEN VON DER
STAATLICHEN BILDSTELLE
BESCHRIEBEN VON
OTTO BEYSE



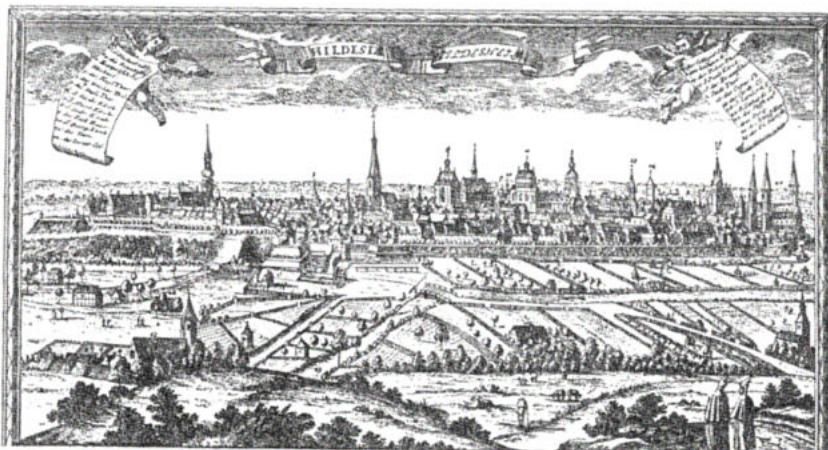
DEUTSCHER KUNSTVERLAG
BERLIN / 1926

Es lieferten:

Das Papier: Scheufelen in Oberlenningen. / Die Druckstöcke:
Bruckmann, München. / Den Druck: A. Wohlfeld, Magdeburg.
Den Einband: G. Schäfer in Magdeburg. / Den Entwurf zum
Einband: Professor Ernst Böhm in Berlin.

Die Aufnahmen

von Hildesheim, aus denen die (84) Bilder dieses Buches nur eine
kleine Auswahl bringen, sind im Jahre 1924 auf Veranlassung
und unter Mitwirkung von Dr. Otto Beyse durch den Photo-
graphen der Staatlichen Bildstelle Mager unter Leitung
des Regierungsrats Theodor von Lüpke
hergestellt worden.



HILDESHEIM IM JAHRE 1750. NACH EINEM ALLTEN STICH IM ROEMER-MUSEUM

Das Bilderbuch ist der liebste Gefährte des Kindes. Es sieht, besieht, und nörgelnde Unlust trüber Stunden wandelt sich in Freude. Noch ahnt es nicht, daß hinter Märchen und Fabeln das unerbittliche: Lerne! steht und daß der Mutter schönste Geschichten die ersten Weisheiten des Lebens sind.

Unsere überhastete Zeit hat auch für den Erwachsenen das Bilderbuch geschaffen. Leicht zur Hand genommen und leicht fortgelegt, erzieht es zur Oberflächlichkeit und verfehlt seinen Zweck, wenn es nicht unvermerkt aus Bildern eine ganze Welt erstehen läßt.

Es soll auch dieses „Bilderbuch der Stadt Hildesheim“ ohne lehrhaft zu sein die „große Welt“ Hildesheims erstehen lassen, soll nicht nur Bilder geben, sondern Geschichte und Kulturgeschichte eines Gemeinwesens, das, wenn auch nie zu übergeordneter Bedeutung gelangt, in hervorragender Weise mitgebaut hat an dem großen Gebäude deutscher Eigenart und deutschen Geistes.

Ein Auslandsdeutscher schrieb dem Verfasser kürzlich: Sie leben in Hildesheim. Ich lese darüber: „Tausendjähriger Rosenstock, fünfzigtausend Einwohner.“ Ich bin informiert.

Der Mann hat recht: wie man die Sache auch dreht, diese beiden Begriffe geben das Wesen Hildesheims in kürzester Prägnanz. Gesichtlich: Bistum und Bürgertum. Kunstgesichtlich: Romanische Kirchen und Fachwerkhäuser. Eines untrennbar vom anderen geben und geben sie Hildesheim sein Gesicht.

Und uns gleichzeitig das Programm für unsere Einführung.

Hildesheims Geschichte beginnt mit der Legende vom tausendjährigen Rosenstock: Ludwig, Karls des Großen frommer Sohn, weilte auf dem Bischofssitz Elze im Leinetal. Von dort aus jagend kam er in das Innerstetal und ließ sich, von der Jagd ausruhend, die hl. Messe lesen. Heimgekehrt entdeckte der Priester zu seinem Schrecken, daß das Meßgerät am Ruheplatz vergessen wurde. Er eilte sogleich zurück, fand den Platz wieder und fand auch das Meßgerät an dem Rosenstrauch, an den er es gehängt. Aber — o Wunder — die Zweige hatten sich so fest um das heilige Gerät gelegt, daß er es nicht zu lösen vermochte. Kaiser Ludwig verstand dieses Zeichen unserer lieben Frau, verlegte alsbald das Bistum von Elze auf den Hügel im Innerstetal, und der Rosenstock, den die Jungfrau sich auserwählt hatte, rankte sich bald an den Mauern eines Kirchleins, so wie er noch heute an der Apsis des ehrwürdigen Domes zu Hildesheim grünt und blüht.

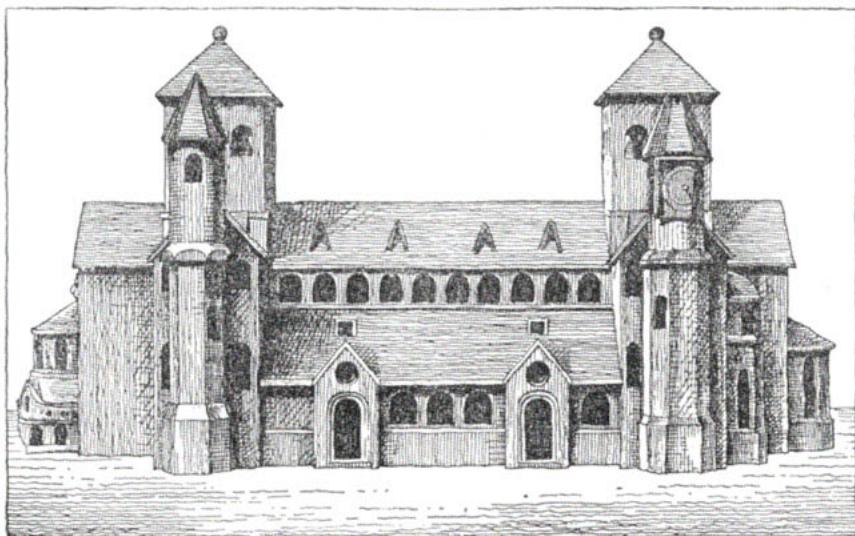
Der Kern dieser überaus anmutigen Legende ist, daß Ludwig der Fromme um 815 die Bistumsgründung seines Vaters von Elze nach Hildesheim verlegte, vielleicht, weil das sumpfige, allzuhäufig überschwemmte Leinetal keine genügende Sicherheit bot im Lande der unlängst gezähmten Sachsen und weil aus denselben Gründen die Leinepässe nicht zuverlässig genug erschienen als Weg nach Süden, ins Reich. Dagegen bot der Hügel über dem Innerstetal, von Natur geschützt durch Sumpfe und Flussläufe, weit höhere Sicherheit. So erhob sich hier bald der erste „Dom“, gewiß nur ein schlichtes Holzkirchlein, an dessen Stelle Bischof Altfried, der Erbauer des Essener Domes, 860 eine doppeldörfige Basilika mit starken Mauern erstehen ließ, von deren Aussehen nicht mehr als diese Angaben bekannt sind. Der westliche Teil der heutigen Domkrypta entstammt noch diesem Altfriedschen Bau.

Zweihundert Jahre nach der Bistumsgründung saß auf Hildesheims Bischofsthülle der Mann, der den Grund gelegt hat zu Hildesheims Bedeutung: Bernward. Adligem Sachsengeschlechte entstammend erhielt Bernward seine Ausbildung auf der Hildesheimer Klosterschule. Erstaunliches berichtet sein Lehrer und Biograph Thangmar über seine geistigen Fähigkeiten und seine Lernbegier. So war es nicht verwunderlich, daß der junge Priester an den Kaiserhof gezogen wurde. Hier am Hofe der Kaiserin Theophanu, wo die alte byzantinische Kultur sich mit dem ottonischen Bildungsideal vereinte, brachte Bernward als Lehrer und Erzieher, später als Freund und Berater des jungen Kaisers Otto III. viele Jahre zu, um endlich 996 als Bischof nach Hildesheim zurückzukehren. Sein Wirken in Hildesheim gibt das vollkommenste Bild eines mittelalterlichen Kirchenfürsten: Ausgerüstet mit den besten Geistesgaben und Kenntnissen hatte er am Kaiserhofe Gelegenheit gehabt, sich in allen Künsten der Diplomatie zu üben, war er seinem Herrn auf manchen Reisen in Deutschland und Italien gefolgt, hatte

mit offenen Augen die Kunstschatze dieser Länder gesehen und — Künstler-natur, die er war — in sich aufgenommen. Als geistlicher Oberhirt, als Diplomat, Kriegsherr und Kunstförderer herrschte er in seiner Diözese Hildesheim, so, daß seine Persönlichkeit noch heute unvergessen im Gedächtnis der Stadt fortlebt, von der Kirche als Heiliger verehrt. Noch stehen die Reste der Mauern, mit denen er den Domhügel gegen die Einfälle der Normannen schützte, noch steht seine Lieblingsschöpfung, die Michaeliskirche, noch schmücken seine Bronzegüsse, die Bernwardstür und die Bernwardssäule, den Dom, und noch ziehen Jahr für Jahr ungezählte Scharen herbei, um ergriffen vor diesen Denkmälern eines großen deutschen Geistes zu stehen. Bernwards Name ist für ewige Zeiten mit dem Hildesheims verbunden.

Die Frage, ob Bernward selbst Hand angelegt hat bei seinen Kunstschröpfungen, ist belanglos: sie sind alle so durchdränkt von dem eigenen Geist und bewußten Willen zu neuer Formgebung, daß die richtunggebende Hand des Einen deutlich dahinter zu spüren ist. Mag er auch selbst nicht gebaut und geformt haben, so hat er Baumeister und Künstler herangezogen, die nicht antikisierten und italienisierten, sondern — man möchte fast sagen — einer ganz national-deutschen Kunst den Weg bereiteten.

Vergleicht man die Gernroder Stiftskirche mit der knapp ein Menschenalter jüngeren Michaeliskirche Bernwards, so werden Bernwards überragende geistige und künstlerische Fähigkeiten klar: Dort ein ahnendes Suchen und Tasten. Hier in St. Michael das große, schweigende Wissen, die Erkenntnis des Letzten, Endgültigen. St. Michael ist kein zufällig gegliedelter Bau, es ist die bewußte Schöpfung, die fußt auf den Erkenntnissen der karolingisch-ottonischen Epoche des Kirchenbaues, die Zusammenfassung und zugleich endgültige Lösung, die den Abschluß bedeutet dieser Epoche und doch wiederum den Weg weist in die Zukunft zu neuen Möglichkeiten. Der Dom zu Mainz, den Bernward erstehen sah, gab das äußere Vorbild zur Gestaltung. Karolingische Bauten wie Corvey und Centula in der Pfalz spielten mit hinein, deren gewaltige Westwerkanlagen als letzte Anklänge wiederkehren in den Emporenbauten der Querschiffarme, von denen nur eine im NW.-Querschiffarm uns völlig erhalten ist. St. Michael ist aufgebaut auf dem Prinzip der Mathematik, so, daß das Vierungsquadrat, gleichsam das „Urquadrat“, im Grundriss der Kirche immer wiederkehrt, dem Auge noch sichtbar gemacht durch Stellung der Pfeiler immer auf den Ecken dieser Quadrate, die zu dreien sich im Langhaus aneinanderreihen und den beiden Vierungsquadrate als Querschiffarme sich anlegen. Es entsteht auf diese Weise ein fast völlig symmetrischer Bau, eine Vereinigung gleichsam von Basilika und Zentralbau. Der heutige Zustand der Kirche läßt die ursprüngliche, äußere Gestalt kaum ahnen. Das etwas spielerische Modell aus dem 17. Jahrhundert läßt die ganze geschlossene Wucht der Bernwardschen Anlage

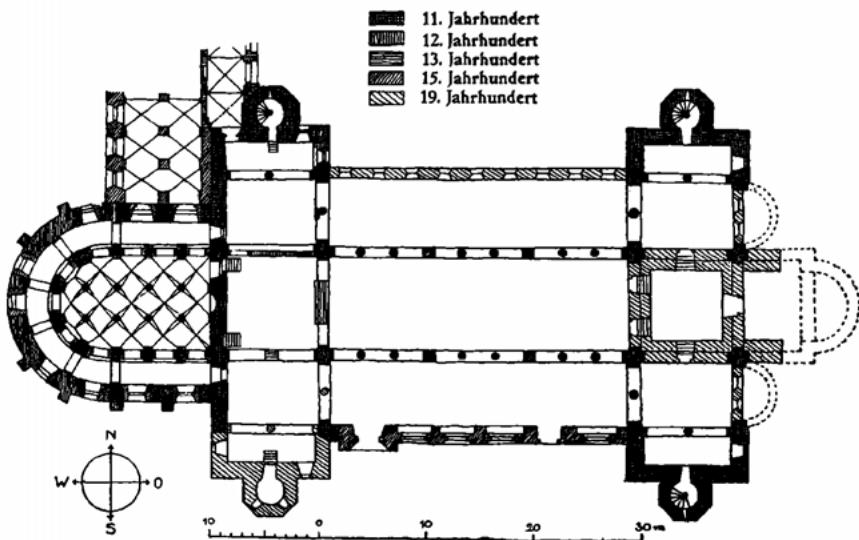


ST. MICHAEL. HOLZMODELL AUS DEM 17. JAHRHUNDERT

ungefähr nur erkennen. Im Inneren stört zwar die Verbauung des Ostchores empfindlich, doch ist genug von der ursprünglichen Gestalt geblieben, zum Teil in einer Art, die wir dankbar anerkennen müssen, wiederhergestellt, sodaß der Eindruck einer der größten deutschen Kirchenschöpfungen, besonders in den Durchblicken durch Säulen und Arkaden auf die Emporen des Engelschores, nichts von seiner ursprünglichen Weihe verloren hat.

Bernwards Bronzegüsse, die Tür und die Christussäule, entstanden zwischen 1015 und 1022, ursprünglich für St. Michael bestimmt, wurden von seinem Nachfolger Bischof Godehard in den Dom überführt, wo sie heute noch stehen. Die Anregung für diese Bronzegüsse lieferten die Türen von St. Sabina und die Trajanssäule in Rom, wo Bernward 1001 weilte. Vielleicht auch, daß er die Erztüren des Mainzer Domes übertreffen wollte. Vorbilder waren karolingische Elfenbein- und Goldschmiedearbeiten. Der Gedanke war, dem des Lesens unkundigen Volke die Heilsgeschichte zu vermitteln, wobei die Gegenüberstellung der Szenen aus dem alten und neuen Testament auf den Tafeln der Tür noch besonderen symbolischen Wert gewann.

War schon die Technik der in einem Stück gegossenen Türflügel etwas völlig Neues, so ist die Darstellungsart von einem ganz urwüchsigen Leben durchströmt, das diesen Türen eine völlige Sonderstellung gibt. Bei spärlich angedeutetem Hintergrund von Architekturen und Rankenwerk stehen die Figuren der einzelnen Szenen isoliert auf großen Leerflächen, die der gewaltigen dynamischen Spannung, die sie durchzittert, als Wirkungsfeld dienen und sicherlich bewußt dienen sollen. Denn gerade auf diesem scheinbar toten



ST. MICHAEL. GRUNDRISS

Hintergrunde kann die Belebtheit der Gebärden, die Bewegtheit jeder einzelnen Szene sich zu eindringlichster Sprache entwickeln, eine Wirkung, die die höchste Steigerung dadurch erfährt, daß die Figuren nicht nur seitwärts in den „toten Raum hineinstoßen“, sondern sogar von der Unterfläche sich abheben und teilweise nach vorne drängen, sodaß oft der Eindruck einer Vollplastik, nicht eines Reliefs entsteht. Es wird dadurch eine Kraft des seelischen Inhaltes erreicht, die erschüttert. Was primitive Hilflosigkeit schien, wird durch diese Erkenntnis höchste Meisterschaft.

In der Christussäule, die in spiralförmig umlaufenden Bildern das Leben Jesu zwischen Kindheit und Passion schildert, ist der großartige Schwung der Darstellungen der Türen abgedämpft zu ruhiger, man möchte sagen sachlicher Ausdrucksform. Die Figuren sind kleiner im Format und haften jetzt fest an der Unterlage. Offenbar hat Bernward nicht mehr den Hauptmeister der Türen zur Verfügung gehabt, sondern er hat einen der begabten Mitarbeiter mit der Ausführung betraut.

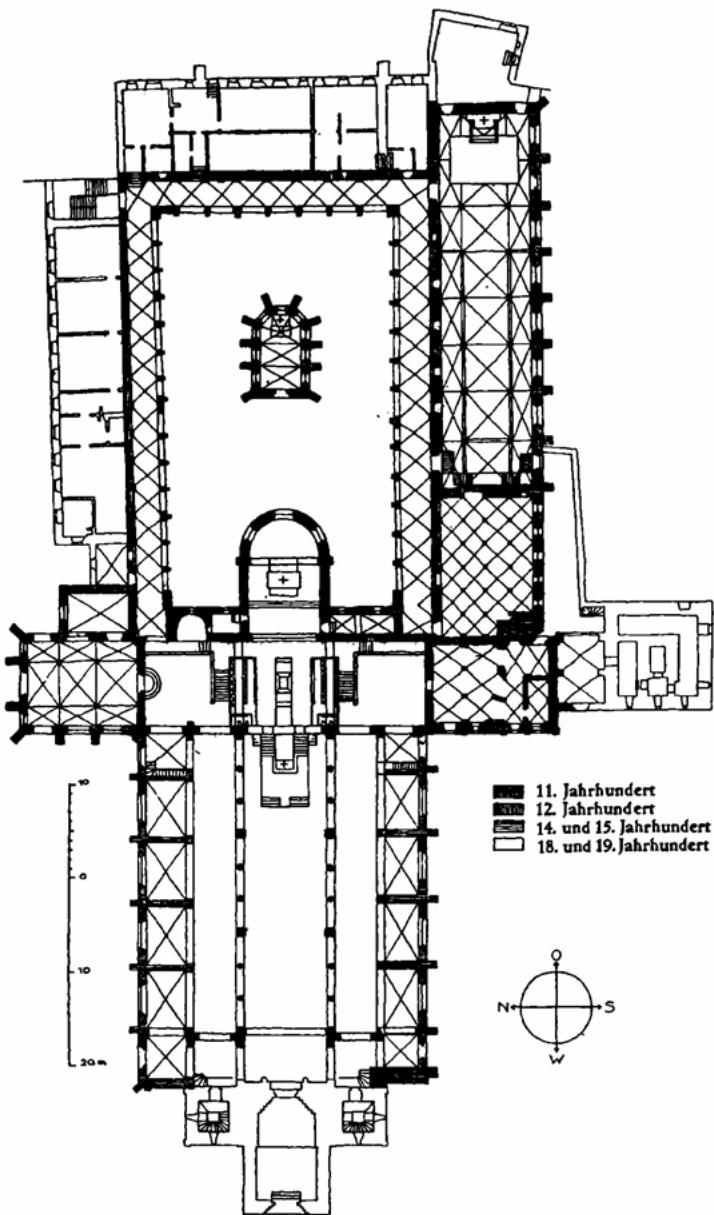
Bischof Bernward starb 1022. Sarkophag und Gruft hatte er sich selbst bereitet unter dem Westtor seiner Lieblingsschöpfung, der Michaeliskirche.

Bernwards Nachfolger Godehard (1022–1038) ist eine nicht minder bedeutende Persönlichkeit. Als Vertrauter Kaiser Heinrichs II. wurde er, schon an der Schwelle des Greisenalters, auf Bernwards Thron berufen. Kein Weltmann und großer Herr wie dieser, liebenswert durch sein unermüdlich tätiges Walten für die Diözese, festigte er Bernwards Werk, erbaute ringsum im Sprengel Klöster und Kirchen. Er stand als Mann aus

dem Volke der Gemeinde besonders nahe und wurde der erste Heilige Hildesheims. Zum ersten Male hören wir jetzt von der Bürgerkirche von St. Andreas berichten, die ein Werk Godehards gewesen zu sein scheint. Der Westturm, in der Vorhalle der jetzigen Kirche eingebaut, gibt Kunde von der ersten Anlage. Mit der Erwähnung der St. Andreaskirche tritt zum ersten Male das Bürgertum in Erscheinung. Die erste Ansiedlung war naturgemäß im Schutze des Domhügels entstanden und hatte sich dann im Zuge der heutigen Burgstraße zum Michaelishügel hingezogen. Die weitere Entwicklung folgte dem Verlauf der Handelsstraße, die von Westen kommend über Hildesheim nach Braunschweig und Magdeburg führte. Beginnend am Übergang über die Innerste an der heutigen Dammbrücke, folgte sie der Straße auf den Steinen, bog am Domhügel in die Burgstraße ein, um durch den Alten Markt, die älteste Marktanlage Hildesheims, die ihren Namen noch heute trägt und lediglich in einer Verbreiterung der Straße bestand, sowie die Eckmeckerstraße (die Straße der Weißgerber) zum Hügel der Andreaskirche und dem Hohen Wege zu verlaufen, zur Rechten die Straße nach Osten, zur Linken nach Norden weiterleitend. Der Andreasplatz bildete demnach den Kreuzungspunkt der Handelsstraßen und den ersten Marktplatz. Hören wir dann noch, daß die Kreuzkirche auf oder aus einem „festen Hause“ erbaut wurde, so haben wir in den vier Kirchenhügeln: Dom, St. Michael, St. Andreas und Hl. Kreuz die vier Eckpunkte, die sicherlich befestigt waren und die aufblühende Stadt zwischen sich faßten. Nach dem Tode Godehards bestand neben der alle Kirchen weithin überstrahlenden Michaeliskirche und St. Andreas nur der erste von Bischof Altfried erbaute Dom, den Godehard mit weitläufigen Klostergebäuden umgeben hatte. 1046 zerstörte eine gewaltige Feuersbrunst den Dom samt den Klostergebäuden und leider auch einen großen Teil der kostbaren Kirchenschätze aus Bernwards Werkstätten, sowie einen Teil der Bürgeransiedlung. Seit der Zeit hörte das Zusammenleben der Domgeistlichkeit im Kloster auf, und es entstanden rings um den Dom die Kurien der Domherren, ein Zustand, der sich bis heute erhalten hat. Bischof Azelin (1046–1054) begann nun — angefeuert durch den Glanz der Bernwardsbasilika — einen Neubau von gewaltigen Abmessungen, der aber — wohl infolge dieses Übermaßes — nicht zur Vollendung kam. Im Dom zeugt die kleine Lichterkrone und die herrlich klangvolle Glocke, die Cantabona, von Azelins Wirken. Ein Gutes hatte der Dombrand im Gefolge: Er war der Grund zur Berufung des Schwaben Benno, eines der gelehrtesten Männer und größten Baumeister seiner Zeit. Heinrich dem III. und IV. war er Freund und Berater in wirtschaftlichen und finanziellen Fragen, vor allem aber Helfer bei ihren Bauten in Goslar und den Harzburgen. Von Azelin nach Hildesheim berufen, gab er der Hildesheimer Domschule neuen Glanz und wurde der Erbauer dreier Kirchen, die Azelins Nachfolger Hezilo (1054–1079) in

Angriff nahm. Vor allem war es der Dom selbst, den Hezilo in weiser Beschränkung der Pläne Azelins aufführte. Der Dom, der durch die gotischen Anbauten und die für unser heutiges Gefühl brutale Barockisierung vom Anfang des 18. Jahrhunderts seines ursprünglichen Charakters völlig entkleidet ist, war in schlichten Ausmaßen gehalten und folgte in seiner Anlage einer gewissen Schematik, die sich immer mehr allenthalben in Sachsen herausbildete, als dreischiffige Basilika mit einem Westquerschiff und nur einem Chor, der über dem Altfriedschen Chor errichtet wurde, so, daß dieser nunmehr zur Unterkirche wurde. Die erste, älteste Marienkapelle lag dabei noch außerhalb des Baues und wurde erst durch Ausbau der Apsis gegen 1125 in die Krypta mit einbezogen. Der imposanteste Teil des Heziloschen Baues aber war die gewaltig breit hingelagerte Westturmanlage, die, der Westturmanlage des Mindener Domes ähnlich, lange Jahre ein Wahrzeichen Hildesheims war, bis starrköpfiger Behördengeist den baufälligen Turm durch die heutigen nüchternen Türme ersetzte gegen die Vorstellungen der Hildesheimer Geistlichkeit und Bürgerschaft (1842). Dem Dombau folgten die schon erwähnte kleine Kreuzkirche und die Mauritiuskirche auf dem Zierenberg (heute Moritzberg), die am deutlichsten den Einfluß des landfremden Schwaben Benno zeigt in der Anlage als reine Säulenbasilika im Unterschiede zu dem sonst in Niedersachsen gebräuchlich gewordenen Stützenwechsel von Säulen und Pfeilern. Hezilos Regierung fällt in die schwerste Zeit der deutschen Kaisergeschichte: Heinrichs IV. Kampf mit den Sachsen und darüber hinaus der gewaltige Machtkampf zwischen Kaiser und Papst warfen ihre Schatten auch auf Hildesheim, und sein Oberhirt Hezilo, im Anfang ergebener Anhänger des Kaisers, dann exkommuniziert und wieder in Gnaden vom Papste aufgenommen und erbitterter Gegner Heinrichs, zeigt die Größe des Zwiespaltes, in den die Würdenträger des Reiches geraten mußten. Inmitten der wildbewegtesten Zeit starb Hezilo 1079 und wurde in der Mauritiuskirche bestattet. Durch das Doppelspiel, das er letzten Endes getrieben, hatte er jedoch seiner Diözese leidlichen Frieden bewahrt. Schwere Zeiten kamen unter seinem Nachfolger Udo über Hildesheim. Doch trotz Kriegsnöten und Belagerung hielt der Bischof und mit ihm die Bürger treu zum Kaiser, der durch reiche Schenkungen die Treue belohnte. Im stillen Frieden der kleinen Laurentiuskapelle zu Seiten des Domkreuzgangs erzählt der Grabstein von diesem Manne, der in 35jährigem Episkopat in schwerster Zeit auf Hildesheims Bischofsstuhl gesessen.

1122 brachte das Wormser Konkordat dem Reihe und unserer Bischofsstadt den ersehnten Frieden. Und als deutlichsten Ausdruck dieser glücklichen Friedenszeit, die angebrochen, sehen wir schon wenige Jahre nach dem Wormser Konkordat einen neuen Bau in Hildesheim erstehen, der sich würdig den gewaltigen Bauten der beiden ersten Jahrhunderte an die Seite stellte: 1133 legte Bischof Bernhard den Grundstein einer Kirche



GRUNDRISS DES DOMES UND SEINER ANBAUTEN

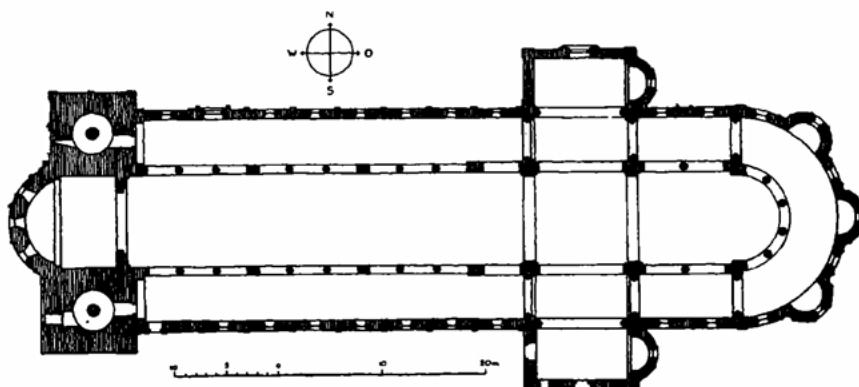
„im Brühl“ zu Ehren des soeben auf dem Reimser Konzil heilig gesprochenen Bischofs Godehard. St. Godehard ist eine der ganz wenigen romanischen Kirchen, die völlig unverändert bis in unsere Tage sich erhalten haben. Die für Hildesheim ungewohnte Anlage der Kirche lässt sich erklären aus dem Aufenthalte Bischof Bernhards auf dem Reimser Konzil und seinem Besuch im Kloster Cluny, dem mächtigsten Kloster des Abendlandes, von dem aus das große kirchliche Reformwerk auch in Deutschland — in der „Hirsauer Kongregation“ — weiten Boden gewonnen hatte, das alle Gemüter aufs tiefste bewegte. Da Bernhard den Bauplan aus Frankreich mitgebracht haben soll, nimmt es nicht Wunder, wenn französische und kluniazensische, bzw. die von dieser abgeleitete Hirsauer Bauweise bestimmend für seinen Plan wurden: französischen Vorbildern entlehnt ist der Chorungang, nach französischem Muster sollte die ganze Kirche mit Tonnengewölben eingedeckt werden, ein Plan, der allerdings nie zur Ausführung gelangt ist, aus verschiedenen Anzeichen sich aber einwandfrei nachweisen lässt. Hirsauisch war die Grundrisplanung, die ebenfalls nur in den Ostteilen zur Ausführung kam, um nach Bernhards Tode in den Westteilen nach der in Hildesheim gebräuchlich gewordenen Bauweise abgeändert zu werden. Man kann die Hirsauer Bauweise vielleicht am kürzesten als das Prinzip des „Richtungsbau“ veranschaulichen, d. h. des Baues, in dem in vollendeteter Weise der Bewegungsrhythmus von West nach Ost, vom Haupteingang zum Altare getragen wird, wobei die Seitenschiffe durch Hinausführen über das eine Ostquerschiff hinaus diesen Vorwärtsschwung noch verstärken: ein Bautyp, der schließlich für die meisten romanischen Kirchen der späteren Zeit bestimmend geworden ist.

Welche Stilwandlung hat sich in den 100 Jahren seit dem Bau der Michaeliskirche vollzogen! St. Michael äußerlich ganz breit und wuchtig-monumental hingelagert, St. Godehard fast zierlich in feingliedriger Schlankheit. Noch mehr aber im Inneren: St. Michael um 3,25 m breiter, St. Godehard um 2,50 m höher. St. Michael: der Gruppenbau, zusammengefügt aus einzelnen gleichwertigen Teilen, aus Einzelräumen gleichsam, die in erhabener Harmonie ein Ganzes bilden. St. Godehard: der Richtungsbau, in dem alles, das hohe, schlanke Mittelschiff, die scheinbar ins Unendliche sich versierenden Seitenschiffe das Auge zum Kernpunkt des Baues, zum Altare ziehen. Dazu die Mittelschiffswände auf hohen, überschlanken Säulen gleichsam schwebend und unwillig an die flache Holzdecke stoßend, an deren Stelle das Tonnengewölbe diesen Aufwärtsschwung zur Vollendung auswirken sollte: die Vorahnung des gotischen Raumgefühls, der Ausklang der Romanik.

Bischof Adelog (1171–1190) vollendete den Bau Bernhards, nachdem der Bauplan umgeändert war: die niedersächsische Tradition war stärker als die kühnen Pläne eines Mannes, der seiner Zeit vorausgeeilt.

Adelog ließ weiter die arg verfallene Michaeliskirche in neuer Pracht erstehen, schmückte sie mit neuen Kapitellen, herrlichen Chorschranken und zog Gewölbe in Chor und Querschiffarme ein.

Dreihundert Jahre der Entwicklung Hildesheims sind an uns vorbeigegangen, und in den mehr als hundert Jahren seit dem großen Bischof Bernward hat Hildesheim seine größte, seine „monumentale“ Zeit durchlebt, nicht allein auf kunstgeschichtlichem Gebiet: in diesen hundert Jahren stand Hildesheim immer mit im Mittelpunkte der großen Politik des Reiches. Auf seinem Bischofsthron löste eine bedeutende Persönlichkeit die andere ab, Männer, die imstande waren, aktiv einzutreten in die Geschichte und Geschicke des Reiches und die in unumschränkter Gewalt Herren waren in ihrem Sprengel und ihrer Stadt. Nun bricht eine andere Epoche an: Das Bürgertum, das einst



schutzsuchend am Fuße des Domhügels sich angesiedelt hatte, ist erstarkt und sucht, pochend auf seine Macht, sich von dem Zwange bischöflicher Gewalt zu befreien. Und je mehr der Bürger zur Selbständigkeit gelangt und seine Redte dem Bischof abtrotzt, um so mehr ändert sich das Gesicht der Stadt. Es blickt nicht mehr nach Außen, ins Reich, es blickt nach Innen, in den engen Kreis der bürgerlichen Belange. Aus der Stadt des Bischofs ist unvermerkt die Stadt des Bischofs und der Bürger geworden. Die „monumentale“ Zeit ist vorüber für immer, die „bürgerliche“ Zeit – im wahrsten Sinne des Wortes – hebt an. Die Rolle Hildesheims in der großen Politik ist ausgespielt, was der Chronist an geschichtlich bedeutsamen Ereignissen zu berichten hat, erschöpft sich in der Aufzählung der Fehden, Kämpfe und Streitigkeiten, wie sie in unerschöpflicher Fülle die Archive der deutschen Mittelstädte dem Lokalforscher durchforschenswert machen.

Von der Entstehung der ersten Bürgeransiedlung haben wir gehört. 1217 wird zum ersten Male von den Rechten der „Stadt“ Hildesheim gesprochen,

und 1221 ruft der Bischof die Hilfe des Kaisers an gegen seine Bürger, die „ihm in jedem Recht und Dienst entgegen und rebellisch sind“. Spätestens 1250 dann sitzt im Rathaus am Markt, der nunmehr zum Mittelpunkt des städtischen Lebens sich entwickelt hat, der Rat, die oberste Behörde der Bürgerschaft, die eine Fessel des bischöflichen Zwanges nach der anderen abzustreifen weiß. Neben der Altstadt entstehen in der Dammstadt, westlich des Domhügels und in der Neustadt Ansiedlungen mit eigenem Stadtrecht, von denen die Dammstadt dem Handelsneid der Altstadt bald wieder zum Opfer fiel. Diese selbst steigt immer mehr empor zur blühenden Handels- und Hansestadt, in der sich das anziehende Leben kraftvoller deutscher Städte mit reichem Patriziat, wohlhabenden Kaufleuten und Handwerkern abspielt, der echten deutschen Stadt, in der Kämpfe mit Nachbarfürsten und -städten, Fehden und Hader immer wieder die behäbige Ruhe unterbrechen. Besonders die Zeit um 1500 war reich an solchen Fehden, die Hildesheim wohlgerüstet mit Mauern, Wall und Gräben auszufechten hatte. Die Reformation endlich trug erbitterte Kämpfe auch in die Reihen der Bürgerschaft, unter denen die altkirchliche Partei unter Führung des Bürgermeisters Wilder für es nicht verhindern konnte, daß 1542 Buggenhagen die erste evangelische Predigt in St. Andreas hielt. Hildesheim stand in diesen Jahren auf der Höhe seiner reichen Bürgermacht, bis der 30jährige Krieg mit langen Belagerungen durch Pappenheim und die befreundeten Braunschweiger, die zum Entsatz vor Hildesheim lagen, Hildesheim den Rest seiner politischen Bedeutung nahm und es auch wirtschaftlich völlig verarmen ließ.

Hildesheim muß vor dem 30jährigen Kriege mit seinen prachtvollen Kirchen und der Unzahl prunkvoller Patrizier- und Bürgerhäuser einen überwältigenden Eindruck gemacht haben. Wenn wir hören, daß über 200 Holzhäuser den Kriegsnöten zum Opfer fielen, kann man sich aus dem, was heute noch steht, ungefähr einen Begriff von seiner Pracht machen. Aber mit Hildesheims politisch „monumentaler“ Zeit war auch kunstgeschichtlich betrachtet die Zeit der „monumentalen“ Bauten Hildesheims da zu Ende gewesen, wo wir zum ersten Male von den Stadtrechten gehört haben, also gegen Mitte des 13. Jahrhunderts. Die „monumentale“ Zeit war die Zeit der Politik und Bautätigkeit der Bischöfe gewesen. Was die „bürgerliche“ Zeit an Kirchen und Klosterbauten der zahlreichen Orden, die in Hildesheim sich niedergelassen, an Stein- und Holzplastik hervorgebracht hat, überragt nicht ein „anständiges“ Mittelmaß, entspricht dem praktischen, etwas nüchternen Bedürfnis der Niedersachsen. Mit solchen Augen sehen wir heute die gotischen Kirchen Hildesheims an, die Andreaskirche, die Lambertikirche der Neustadt, St. Jakobi und St. Paul, die heutige Stadthalle. Die ganze Kraft der künstlerischen Prachtentfaltung schien sich konzentriert zu haben auf des Bürgers eigensten Besitz: das Bürgerhaus.

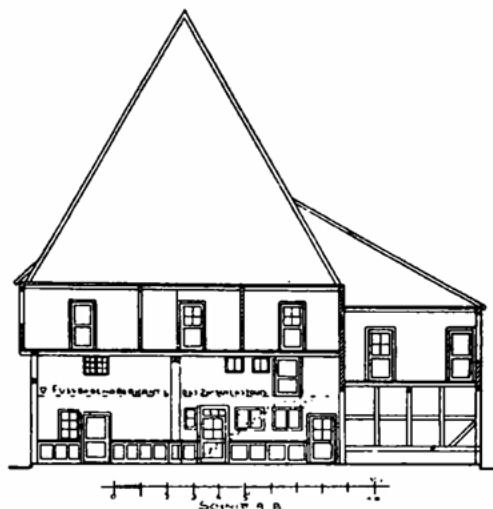
Das älteste Holzhaus Hildesheims stammt aus dem Jahre 1418. Wie vordem der Holzbau ausgesehen hat, vermögen wir nicht zu sagen. Aber daraus, daß die Konstruktion dieses ältesten Hauses von 1418 sich bis über den 30jährigen Krieg fast unverändert in alter Tradition mit nur wenigen stilistischen Abwandlungen erhalten hat, können wir schließen, daß diese Form der niedersächsischen Bauweise schon lange im Gebrauch gewesen sein muß. Wir können um so mehr zu dieser Annahme kommen, als die Bauweise sich zwangsläufig aus einer konstruktiven Form ergibt, die in ihrer Einfachheit und Haltbarkeit schon die Gewähr für ein Daraufsetzen in sich trägt. Auffallend aber ist eines: die konstruktive Form des Holzhauses



ALTER MARKT 54. GRUNDRISS VOR DEM UMBAU

ist ringsum im Lande die gleiche und bleibt die gleiche durch fast 2½ Jahrhunderte. Völlig eigenartig aber sind die Zierformen und der Fassadenschmuck, die jedem einzelnen Hause und darüber hinaus der ganzen Stadt das Gesicht geben, so, daß jede Stadt in Niedersachsen ihr eigenes Gepräge, ihren ganz ausgesprochenen, eigenen Charakter zeigt. Es war nicht mehr wie im Mittelalter ein eigentlicher Bauhüttenbetrieb, der die Steinmetzen und Werkleute von einer Kirchenbaustelle zur anderen wandern ließ und dadurch nicht nur eine interdeutsche, sondern häufig genug eine internationale Stilbildung zur Folge hatte, wie wir heute nachweisen können, sondern die Holzschnitzer waren selbsthaft in den Städten, in denen sie immer wieder auf Arbeit rechnen konnten. Und da bei der geringen Einwohnerzahl der Städte — Hildesheim hatte vor dem 30jährigen Kriege etwa 12000 Einwohner — die Zahl der Holzschnitzer und Werkstätten nicht allzu zahlreich war, bildeten sich Schulen und Traditionen heraus, die in jeder Stadt eigene Wege gingen

und die Hand einiger weniger Meister erkennen lassen. Genau wie Ende vorigen Jahrhunderts nur eine Bildhauer- und Steinmetzfamilie in Hildesheim alle in Frage kommenden Arbeiten in Auftrag bekam, ist es in früheren Jahren nicht anders gewesen. So finden wir in der Zeit um 1540–1550 an fast allen größeren und reicher geschnitzten Häusern die Hand eines Meisters wieder, des sogenannten Frührenaissancemeisters oder seiner Werkstatt. Mit steigender Nachfrage wächst auch die Zahl der Meister; sodaß es in der Zeit der Hochrenaissance schon schwieriger ist, die einzelnen Werkstätten zu sondern. Die Arbeiten darüber sind im Gange und werden gewiß noch mancherlei Interessantes zu Tage fördern. Auf einer großen Linie bewegt sich jedenfalls die Schnitzkunst auch bei zunehmender Verschiedenheit der Ausführenden, die Hildesheim vollste Individualität vor den Nachbarstädten Goslar und Braunschweig wahrt.



ALTER MARKT 54. SCHNITT DURCH DIE DIELE

Das Hildesheimer Holzhaus ist entstanden aus dem Ackerbürgerhaus, dessen Anlage sich aus den Bedürfnissen und Gewohnheiten der Bewohner einfach und klar ergibt. Der Grundriß gestaltet sich demgemäß so: Neben der Durchfahrt, die einen beladenen Erntewagen durchlassen muß zu den Scheuern im Hofe und darum etwa 4 m hoch zu sein pflegt und sich seitwärts zur Diele erweitert, liegen die Wohnräume, nach vorne Stube und Kammer, von der Straße ihr Licht empfangend, hinter diesen die Herdstelle, die nach der Diele zu sich öffnet, hinter dieser endlich noch ein oder mehrere Räume dem Hofe zu. Ebenso einfach wie der Grundriß ist der Aufbau des Hauses: Auf einer Bohlenlage, die dem Grundriß entspricht, erheben sich die Eichenständer, seitlich durch schräge Streben gestützt, bis zur Höhe der Durchfahrt.

Da nun die Höhe der Wohnräume mit etwa 2,50 m den Ansprüchen genügt, ergibt sich neben der Durchfahrt über den Wohnräumen ein Zwischengeschoß, das immer in der Front des unteren Geschosses liegt und mit der geringen Höhe von etwa 1,50 m sehr primitive Wohnräume für das Gesinde ergibt. Erst über dem Zwischengeschoß liegt eine neue Balkenlage, die nach vorne über die Front von Unter- und Zwischengeschoß „vorkragt“, ein Vorgang, der sich bei jedem neuen Geschöß, wie hoch das Haus auch aufgeführt werden mag, wiederholt. Um diesem vorkragenden Balkenende Festigkeit zu verleihen, wird in dem Dreieck darunter eine Konsole oder Knagge angebracht, die nach hinten und oben fest mit den dahinterliegenden Balken verzapft ist und so einen Dreiecksverband bildet, der ein Ausweichen der Ständer verhindert und vor allem dem auf der Hausfront liegenden Winddruck entgegenwirkt. Die wandbildenden Zwischenräume zwischen den Ständern werden mit Lehm und Stroh oder Ziegeln — dem Fachwerk — ausgefüllt. Unter- und Zwischengeschoß dienten allein als Wohnräume. Die darüberliegenden waren lediglich Speicher und Vorratsräume, die erst in späteren Zeiten zu Wohnräumen ausgebaut wurden.

Die Verzierungen der Häuser waren anfangs denkbar einfach. Ein paar Rillen, mit der Axt gehauen, bildeten auf den Balkenköpfen Dreiecke, wie sie noch heute den Zimmerleuten geläufig sind zur Bezeichnung von „oben“ und „unten“ bei Zusammenpassung von Brettern und Balken. Besonders geeignet zur Ausschmückung war dann die Setzschwelle über der ersten Ständerreihe, die in ihrer Höhe von etwa 4 m über der Straße gut sichtbar war. Schachbrettmuster, durchlaufende Bänder und Laubstäbe sind die Verzierungen gotischer Zeit. An Häusern, die einen größeren Aufwand erlaubten — Trinitatishospital, Kramergildehaus — finden sich dann endlich geschnitzte Figuren auf den Konsolen, die auch sonst immer reicher im Schmuck werden. Hausmarken, das sind Familienzeichen und Sprüche vervollständigen das immer noch ernst-zurückhaltende Bild der gotischen Epoche. Im Knochenhaueramtshaus von 1529 findet die Gotik ihren Hodklang und Ausklang zugleich. In seinem selbstverständlich-leichten Aufwärtsschwung zeigt das Knochenhaueramtshaus höchste Sublimierung von Konstruktion und Stil, die an die Grenze des Erreichbaren führt, eine Übersteigerung der Gotik bis zur Ekstase, die das sterbende gotische Weltgefühl des Bürgers gleichsam noch einmal zusammenfaßt. Und doch hat diese Übersteigerung des Stiles nichts von dem Drückend-Peinlichen, das fast jeder letzten Kraft- und Prachtentfaltung eines sterbenden Stiles eigen zu sein pflegt, sondern überträgt immer wieder — auch wenn man es noch so oft sieht — etwas von seinem ekstatischen Taumel auf den Beschauer.

Die Gotik hatte mit dem Knochenhaueramtshaus ihr Ende erreicht. Die Renaissance hält ihren Einzug: anstelle des gotischen Weltgefühls tritt die humanistische Bildung, anstelle des Gefühles, das aus der künstlerischen

Notwendigkeit schafft, der Verstand, der nach der Vorlage arbeitet, um den Anforderungen einer Gelehrsamkeit zu genügen, die dem Volke fremd ist.

Vorbild wird der Renaissance-Steinbau mit all seinen Gesimsen, Lisenen, Verkröpfungen und Bildungen, die nur für den Stein Berechtigung zu haben scheinen und dem Holz etwas Gewollt-Gewaltsames geben. Unter vorläufiger strenger Beibehaltung der gotischen Konstruktion wird die Fassade mit all diesen „Steinverzierungen“ überzogen, wobei der Geist des gotischen Hauses unvermerkt zu Grabe getragen wird: die Betonung der vertikalen Linie weicht der Horizontalen. Das Haus hebt nicht mehr die Arme zum Himmel empor, jedes ein Lebewesen für sich, es faltet behaglich die Hände auf dem Bauch und sucht mit den Ellbogen den Nachbarn zu berühren.

Zum Glück für Hildesheim findet sich in dem schon erwähnten Frührenaissancemeister ein Mann, der all den akademisch-trockenen Versuchen seinen Geist einhaucht durch eine frische, eigenartige Schnitzkunst, die an den Hauptvertretern dieser Frührenaissance-Epoche deutlich nachzuweisen ist (Neuer Schaden, Waffenschmiedehaus, Haus Gerstenberg, Landsknechtshaus, Goldener Engel).

Die Hochrenaissance (etwa von 1580 an) entfernt sich noch weiter von der gotischen Konstruktion. Das Vorkragen der Geschosse wird immer geringer. Das Zwischengeschoß schwindet. Die Häuser der reichen Patrizier und Bürger brauchen große, helle Räume. Und auch schon äußerlich soll das Haus „etwas herzeigen“. Neben die verinnerlichte Freude an der würdigen Gestaltung des eigenen Besitzes, wie der gotische Mensch sie empfand, tritt der nach außen gerichtete Stolz auf bürgerliche Wohlhabenheit. Immer mehr überziehen sich die Fassaden der Häuser mit einer Unzahl von Schaubildern. Die eigentliche konstruktive Idee, die so klar bei dem gotischen Hause zum Ausdruck kam, verliert sich unter dem Bestreben, jeden konstruktiven Teil zum Schmuckgliede zu machen: der Ständer wird zur Karyatide in Menschengestalt, die Knagge wird in allen nur möglichen Tier- und Schmuckformen geschnitten, sodaß man ihr den tragenden Charakter nicht mehr glaubt. Solange der Holzschnitzer dabei Szenen darzustellen hat, die irgendwie aus dem bürgerlichen Leben herzuleiten sind und ihm ein freies Spiel der eigenen Phantasie erlauben, findet sich oft ein höherer künstlerischer Schwung, fern allerdings von allem Genialen. Um aber mit all dem humanistischen Bildungsgefunkel fertig werden zu können, den griechischen und römischen Göttern, den Tugenden und Elementen, greift er zur Vorlage, die er in den zahlreich umlaufenden Kupferstichen findet. Und dabei erlahmt die eigene Schöpferkraft, es kommt allmählich zur Wiederholung und Typenbildung, die mehr grotesk als künstlerisch ist und darum nicht als Einzelkunstwerk, sondern nur im großen Zusammenhang des Gesamtbildes als Ausdruck froher Prunkhaftigkeit und bürgerlicher Besitzesfreudigkeit gewertet werden will.

Gegen Ende der Epoche kommt es auch hier zu einer Übersteigerung, die ein Überbieten schlechterdings unmöglich macht. Diese Übersteigerung hat aber nicht das Beglückende, wie es das Knochenhaueramtshaus als Ausklang der Gotik vermittelt. Es ist kein stürmisches Drängen zur Höchstleistung, sondern ein Übermaß, das aus Besitzesfreudigkeit Prahlsucht hat werden lassen, die beinahe peinlich wirkt.

Knochenhaueramtshaus und Wedekindhaus stehen sich am Markt gegenüber, beide der Ausklang eines Stiles in höchster Übersteigerung: hier ein bacchantisches Trunkensein, dort das zufriedene Gefühl der Sättigung.

Der 30jährige Krieg machte Hildesheims Herrlichkeit ein Ende. Eine große Menge der Häuser wurde niedergerissen, um in Belagerungsnoten der frierenden Bevölkerung als Brennholz zu dienen. Die Einwohnerzahl war arg zurückgegangen, die Wohlhabenheit dahin. Ausgesogen durch Kontributionen, zerrissen durch religiöse Kämpfe, vermochte es seine alte Kraft nicht wiederzugewinnen. Hildesheim wurde eine bedeutungslose Kleinstadt, die von dem Ruhm ihrer Vergangenheit zehrte.

Was nach dem Kriege an Häusern ersteht, ist sparsam, nüchtern und den dringendsten Bedürfnissen angepaßt. Die Andreasschule neben St. Andreas zeigt am deutlichsten die Abwandlung des gotischen Baugedankens zum sachlichen Zweckbau. Nur das Barockportal — das erste in Hildesheim — versucht der Nüchternheit einigen Glanz alter Zeiten zu geben. Im 18. Jahrhundert halten Klassizismus und Barock sich die Wage: der Bürger wählt gemäß seiner veränderten äußerer Lage die schlichte Ruhe des Klassizismus, wobei — unter völligem Bruch mit der alten Holzbautradition — die Fassade der Häuser und damit das Fachwerk übertüncht wird: ein frommer Betrug, der den ärmlichen Holzbau verdecken und eine Steinfassade vortäuschen soll.

In dieser traurigsten Zeit der Verarmung des Bürgertums tritt die Kirche wieder als Bauherr auf den Plan. Nachdem der Katholizismus in der Reformationszeit starke Einbuße erlitten und in der Stadt und ringsum auf dem flachen Lande den größten Teil der Anhänger verloren hatte, stand die Kirche nach der Gegenreformation stärker da, denn je. Hier galt es, dieser zurückgewonnenen Macht auch äußerlich Gestalt zu verleihen. Sie wählte naturgemäß den Barock. Das Gymnasium Josephinum der Jesuiten und die Priesterseminarkirche entstanden neu, der Dom, St. Moritz und Hl. Kreuz wurden anfangs des 18. Jahrhunderts im barocken Zeitstil umgewandelt. Können wir uns heute dem anmutigen Reiz der Kreuzkirche auch nicht entziehen, so läßt die Barockisierung des Domes und der Moritzkirche, der alten Hezilobauten, in uns doch eine tiefe Wehmut, ja einen Grimm gegen die traditionslose Unbekümmertheit der „bezopften Barbaren“ aufsteigen.

Der siebenjährige Krieg und die Freiheitskriege trugen weiter dazu bei, Hildesheims wirtschaftliche Entwicklung zu hemmen. Die Bautätigkeit ruhte fast ganz, und nur an Portalen und Türen zeigte sich die alte Freude am

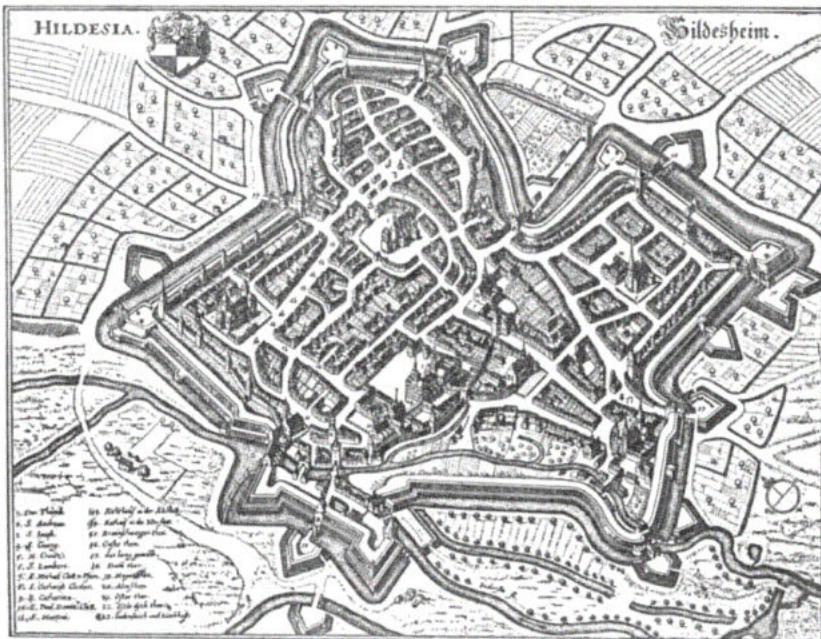
Schmuck des Hauses: eine große Zahl von Zopf-, Empire- und Biedermeiertüren sitzen heute in den alten gotischen und Renaissancehäusern.

1813 kam Hildesheim nach kurzer Fremdherrschaft unter Jérôme zum Königreich Hannover, nicht sehr zu seinem Nutzen. Hannover sah immer in Hildesheim den aufstrebenden Konkurrenten, den man gut tat, nicht zu groß werden zu lassen. 1866 brachte den Anschluß an Preußen. Welche Entwicklung Hildesheim seitdem genommen, veranschaulicht am besten die Zahl der Einwohner, die von 11000 um 1802 über 20000 um 1870 sich heute auf fast 60000 erhöht hat. Wie Bautätigkeit und Baukunst sich von den Gründerjahren bis zur Jahrhundertwende der steigenden Bevölkerungszahl angepaßt hat — darüber walte Schweigen.

Heute ist Hildesheim eine vorwärtsstrebende, blühende Stadt mit reicher Industrie und rührigem Handel, der Hildesheims Erzeugnisse in der ganzen Welt zur Geltung gebracht hat.

Die Fesseln von Wall und Graben hat Hildesheim schon lange gesprengt, und eine planmäßige Bautätigkeit sucht in Villenvierteln und Beamten- und Arbeitersiedlungen die Sünden früherer Jahre gutzumachen.

Doch — trotz aller unumgänglichen Konzessionen an die „moderne“ Zeit hat Hildesheim sich soviel von dem romantischen Zauber seiner mittelalterlichen Pracht erhalten, daß es den Namen des „norddeutschen Nürnberg“ mit aller Berechtigung trägt.



STADTPLAN VON 1654 AUS MERIAN, TOPOGRAPHIA SAXONIAE INFERIORIS